

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 58.

Mittwoch, den 9. März 1904.

19. Jahrgang



Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Königliche Schauspiele.

Sonntag, den 5. März. Dritte Gastdarstellung des Herrn Dr. Max Böhl vom Kgl. Schauspielhaus in Berlin. Wallenstein, Trauerspiel von Schiller.

Goethe sagt einmal von dem letzten Stück der Wallenstein-Trilogie, es habe den großen Vorzug, daß hier alles aufhöre, so zu sein und bloß menschlich werde, ja das Historische selbst sei nur ein leichter Schleier, wodurch das rein Menschliche durchscheine. Die Wirkung auf's Gemüth werde nicht gehindert noch gehindert. Dettmer nennt sogar den Wallenstein mehr eine Familiensaga als ein geschichtliches Hintergrund als ein streng historisches Stück. An beide Ausdrücke erinnerte mich der Friedländer, den Böhl auf die Bühne stellt, lebhaft, so menschlich, so nah, wie man sich diesen Vorfahren des dreißigjährigen Krieges geradelt, so bürgerlich, familienväterlich, muthete einem dieser nach der Königskrone greifende Herzog an. Die als Kunst an und für sich ja unvergleichliche Charakterisierungsgabe durchweicht und durchdringt auch diesen Helmbild und prägt unaufhörlich wechselnde Stimmungsbilder aus ihm. Sie zerstreut diesen über die Menschheitsniederungen mit ihrem Streiten um Recht und um Moral in die kalten Höhen des Weltengedankens hineinragenden, welcher zu einem warm, schäumenden Strom, mit dem sie behaglich ihre Gefühle selber wässert. Ich möchte es dahingestellt sein lassen, ob solche einem Schafespearischen Charakter angemessene Auffassung in ihrer unvermittelten Uebertragung auf die mehr auf breiten pathetischen Grundton gestimmten Schiller'schen Helme diese in ihrer Größe und Macht ganz umspannen kann. Vielleicht stehen hier vor einem Punkt, der immer strittig bleiben wird. Es steht ja hinter dem Schiller'schen Pathos auch noch ganz von seinem ursprünglichen starken realistischen Talent der Menschheitsbildung, daß dem Charakteristiker überall Kanten und Winkel sich darbieten, wo er seine Hebel ansetzen kann. Er hängt unter seiner Behandlung die imposante Macht der in die höchsten Tiefen seines Gedächtnisses geschmiedeten Helmschmied auch nicht in ihrer breiten großartigen Homophonie, so tritt unter seiner polyphonen Stimmführung die Persönlichkeit des Helmschmieds mit ihrem futuristischen Motivelemente farbiger hervor. Die Extreme beider Richtungen sind ja bekannt und gefürchtet; auf jener Seite ist es die hohle und jambenraffende rhetorische Rede, auf dieser der kullissenreiche Komödiant. Der Böhl'sche Wallenstein war natürlich wieder ein voller Trumpf, den dieser Meister der psychologischen Charakteristik auspielte. Es würde hier zu weit führen, den Einzelheiten seiner stets außerordentlich klügelnden Ausführung nachzugehen. Als besonders ansprechend kam mir die Böhl'sche Behandlung der im Wallenstein in speziell äppig blühenden „Sentenzen“ noch erwähnen. In ihrer Wiedergabe erwacht dem Darsteller mit die größte Schwierigkeit, und der Charakteristiker überwindet sie leichter als der Rezipient. Bei dem letzteren hören wir aus der Persönlichkeit des Helmschmieds hier leicht auf einmal die Stimme des Dichters heraussprechen, mit dessen subjektiven Reflexionen, mit dessen abstrakter Ideenverkündigung. Die Gefahr, in die gefährdeteste Ambiguität zu verfallen, ist hier am größten. Man erinnert sich da des bösen Wortes von Otto Ludwig, die Schiller'schen Sentenzen wüchsen nicht immer wie die Früchte am Baum, sondern erinnerten zuweilen an die vergoldeten Nüsse, die an den Weihnachtsbaum gehängt werden. Nun in Böhl's Wallenstein war diese Gefahr nicht zu befürchten. Seine Sentenzen wuchsen auf eine wunderbare natürliche Art wie aus einem momentanen Eindruck entspringend, als geprüchswiese figürte Reflexionen aus dem aufgewühlten Boden der Stimmung heraus. So schöpfte Böhl überall aus der ganzen Tiefe der psychologischen Bewegungen und sein Wallenstein zeigte, wie auch die Motive der „Camp und Staatsaktion“ zuletzt doch auf ein menschliches Seelenmoment gebettet sind. Die eigentliche Tragik dieser Heldenthaten ja — leider — dem Zuschauer ohne die „Piccolomini“ nicht ganz unmittelbar zum Gefühl kommen.

Der von registriert und beifälliger Anteilnahme des Publikums begleitete Verlauf des Böhl'schen Gastspiels zeigte als Endergänzung wieder, wie nützlich die Gewinnung eines derartigen Charakteristikers erster Güte für unser Ensemble zur Erweckung wichtiger schauspielerischer Emotionen beim Zuschauer wäre. Es

drängt sich die Frage auf, ob eine Erweiterung des Schauspielplanens und eine Vermehrung der Schauspielabende mit einigen solchen Kräften nicht doch noch dankbar vom Publikum begrüßt würde, als die schwerfälligen und einseitigen (trotz doppeltem Personal) Bewegungen unseres derzeitigen Opernrepertoires. Jedenfalls ist es vorläufig für den hiesigen Kunstfreund, der das Bedürfnis hat, einmal den Hamlet, den König Lear, den Julius Cäsar zu sehen, um nur einige Beispiele heranzugreifen, immer noch Nothwendigkeit, nach Frankfurt zu fahren — oder auf die Wiederkehr des Herrn Dr. Böhl zu warten.

S. G. G.

LOKALES

Wiesbaden, 8. März 1904

• **Strandfest auf Capri.** Welch lebhaftes Interesse die Veranstaltung unserer Bühnenkünstler beim Publikum findet, beweist der Umstand, daß die erste Hälfte der auszugehenden Einladungskarten bereits verkauft ist. Nicht nur aus Wiesbaden, sondern aus Mainz, Darmstadt und Frankfurt sind zahlreiche Bestellungen auf Einladungskarten an das Comité gelangt, ein Beweis, welcher Beliebtheit und Werthschätzung sich unsere Bühnen und unsere Künstler erfreuen. Die großen Erwartungen, die dieses Fest erweckt in Bezug auf den Rahmen, die Decorationen, die Vorträge, Aufführungen und sonstigen künstlerischen Darbietungen, sind vollumfänglich und die gebotenen künstlerischen Leistungen werden nicht hinter denselben zurückbleiben. Es ist klar, daß eine länger als zwei Monate dauernde Vorarbeit des Comité, bestehend aus den Herren Andriano, Bartal, Engelmann, Vessler, Nebus, Otto, Küder und Valentini, große Garantien bietet. — Ueber den Verlauf des Abends können wir Folgendes berichten: Die Saalöffnung erfolgt, wie schon berichtet ist, um acht Uhr, um dem Publikum Gelegenheit zu geben, in vollständiger Ruhe und Ruhe das Bild von Capri und die decorativ künstlerische Ausgestaltung in Augenschein zu nehmen. Während dieser Zeit spielt die Kapelle von Capri und das Leben und Treiben auf Capri beginnt sich zu entwickeln. Um neun Uhr wird der Bürgermeister von Capri, der sein Erscheinen jetzt definitiv zugesagt hat, in einer Ansprache die Gäste begrüßen, worauf ein berühmtes italienisches Quartett einen Reigen von Vorträgen eröffnet wird, die von allen ersten Kräften der beiden Theater von Capri dargeboten werden. Ist dieser Theil des Programms erledigt, so nehmen die Volkstänze und Unterhaltungen auf allen Plätzen (in allen Räumen des Rathauses) ihren Anfang. — Unter anderem wäre zu nennen „Die blaue Grotte“, deren Transport nach hier die erheblichsten Kosten verursacht hat, dann das „Cabaret zum wachsmannigen Tintensch“, ferner die „Ostia“, das „Weinrestaurant“ und die „Matrosenkeise“ (Wiederholungs). — Der Eintritt in alle diese Räume und zu den verschiedenen hier stattfindenden Vorträgen und Ueberraschungen legt dem Publikum keinerlei pecuniäre Opfer auf. — Im Verlauf des Abends werden dann die übrigen Aufführungen und Improvisationen durch Musiker bekannt gegeben.

• **Scharr'scher Männerchor.** Am kommenden Sonntag, den 13. März, veranstaltet der Verein eine humoristische Liedertafel mit darauffolgendem Tanz im Saale der Turngesellschaft, Wellenstraße 41. Der Chor in Stärke von ca. 50 Sängern bringt unter Leitung seines Dirigenten Herrn Hermann Stillger Chöre heiteren und humoristischen Inhaltes. Außerdem verzeichnet das Programm humoristische Soloszenen, Duette, Gesammtspiele, so daß den Besuchern der Veranstaltung einige wirklich vergnügliche Stunden in Aussicht stehen. Die Veranstaltung findet bei Vier statt.

• **Der Wiesbadener Radfahrverein von 1884** hat vorgestern mit seinem gewählten Reigen (Herren und Damen) auf dem Frühjahrsausflug in Darmstadt einen vollen Erfolg errungen.

• **Fußballspiel.** Sonntag, 6. März standen sich auf dem Sachsenhäuser Sportplatz die 1. Mannschaft des „Sachsenhäuser Fußballklub“ und die 1. Mannschaft des Wiesbadener Fußballklub „Riders“ im Wettspiel gegenüber. Beide Mannschaften hatten unter Einfluß des schlechten Wetters stark zu kämpfen. Riders konnte trotz der guten Vertheidigung von Seiten Sachsenhäuser vor Halbzeit 1 Mal einsehen. Nach Halbzeit entspann sich ein starker Kampf; „Sachsenhäuser“ wollte sich ausgleichen, wurde aber von der „Riders“-Vertheidigung zurückgeschlagen. Durch gutes Zusammenspiel der Reiteren konnte nach 2 mal eingelangt werden. Stand 3:0 Goal zu Gunsten „Riders“.

• **Kaiser-Panorama.** Was dieses bewährte Kunstinstitut zu leisten im Stande ist, beweist es wieder in den gegenwärtig ausgestellten Serien. Beide in ihrer Art so verschieden, sind sie doch gleich schön und von gleich hohem Interesse und man weiß nicht, ob man den, offenbar unter schwierigen Umständen aufgenom-

menen prächtigen Ansichten Canadas, oder den gewiß auch mit Strapazen und Gefahren gemachten herrlichen Naturaufnahmen der franz. Schweiz mehr Bewunderung zollen soll. Wir schauen den Monte Rosa, das gewaltige Matterhorn, den Rhonegletscher und genießen herrliche Fernsichten auf Bern und dessen großartige Umgebung. Zurückgelegt aus den Regionen des ewigen Eises und Schnees, weilen wir im lieblichen Rhonethal und am schönen Genfer See und werden unser Auge an romantischen Gebirgsscenerien und malerischen Städtepanoramas. Die 50 Ansichten der Serie Canada enthalten ebensoviele hochinteressante Sehenswürdigkeiten, deren nähere Beschreibung uns hier nicht möglich ist.



GERICHTSSAAL

Strafkammer-Sitzung vom 7. März 1904.

Dynamitvergehen.

Der Maurer Mathias Paul von Schönberg bei Cronberg hat sich zu verantworten auf die Beschuldigung 1) Dynamit in seinem Hause aufbewahrt zu haben, ohne im Besitze der polizeilichen Genehmigung gewesen zu sein, 2) durch Fahrlässigkeit die Körperverletzung des 5 Jahre alten Sohnes des Tagelöhners Beder von Höchstädt verursacht zu haben. Paul hat im Jahre 1896 Selbstentzündungen und Brunnearbeiten in der Gemarkung Vornheim vorgenommen. Er kam damals bei der Behörde um einen Dynamitschein ein, erhielt einen solchen auch, ohne daß eine Dauer dafür festgelegt wurde, jedoch mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß der Schein lediglich für diese Gemarkung Gültigkeit habe. Der Angeklagte lenkte nun, angeblich, daraus das Recht her, die damals übrig gebliebenen geringen Mengen von Dynamit bei sich zu Hause zu einer späteren Verwendung aufzubewahren. Am 13. August v. J. verlegte er seine Wohnung in ein anderes Haus. Der 5jährige Beder war dabei seiner Großmutter beistehend. Es kam eine Zündkapsel in seine Hände und diese entzündete sich durch eine nicht aufgeklärte Veranlassung mit der Wirkung, daß dem Jungen ein Theil der linken Hand weggerissen und ihm auch an der Stirne eine nicht ganz unerhebliche Verletzung beigebracht wurde. Der Arme befindet sich an seinen Verletzungen noch heute im Krankenhaus. Das Urtheil gegen den Angeklagten lautete auf 3 Monate Gefängniß.

Gegen Monatsraten von 2 Mk.

an Modernen wie:

Musikwerke
Selbstspielende Orgeln
Brahmstrummen mit aut. Wechselbarm
Metallharmonien
von 18 Mk. aufwärts.

Phonographen
mit
entsprechend
vervollständigter
Apparate von
20 Mk. aufwärts.
Beispiele und
unveränderte
Waaren
zu Qualitat.

Accordeons
In sehr reichen
Auswahl,
sehr preiswerthe
Instrumente
in allen
Preislagen.

Zithern
aller Arten,
wie Accord,
Harmon, Duett,
Konzert,
Gitarre-Kith etc.

Bial & Freund in Breslau II.

Illustrirte Kataloge auf Verlangen gratis und frei.

Malztropon
schafft
LEBENSKRAFT

Erhältlich in Apoth. u. Droger. A. M. L., M. 2.40, M. 4.50.

Putz- und Schöner-Artikel.

Schmuck- u. Abseifbürsten zu 8, 10, 20, 25, 30, 50 Pf. u. höher. Parquettschrubber 7, 10, 12, 14 Mk.
Schwammstücke zu 10, 15, 20, 25, 30, 35, 40, 45, 50 und 60 Pf., Schererrohre, Ofenwischer etc.
Reiniger in prima Waare zu 15, 20, 30, 50, 75 Pf. 1.—, 1.20, 1.50, 2.— Mk. etc.
Schrubber zu 15, 20, 25, 30, 35, 50, 75 Pf. und höher. Glasbürsten zu 30, 40, 50 Pf. und höher.
Wandseilen zu 50, 75 Pf. 1.—, 1.50, 2.—, 3.— Mk. Straßenbesen zu 50, 75 Pf. 1.—, 1.50, 2.—, 3.— Mk. und höher.
Handseiler zu 30, 50, 75 Pf. 1.—, 1.50, 2.— Mk. und höher.
Reiniger in prima Waare zu 10, 20, 50, 75 Pf. Parquettschrubber zu 1.50, 2.—, 4.—, 6.— Mk. und höher.
Reiniger alle Kinder, Bade- und Toilette, Schwämme etc., Wagenschwämme, Reiserartikel etc.
Trennblätter zu 50, 75 Pf. 1.—, 1.50, 2.—, 3.— Mk. und höher. Möbelschrubber zu 50, 75 Pf. 1.—, 1.50, 2.—, 3.— Mk. und höher.
Reiniger zu 15, 25, 50, 75 Pf. 1.—, 1.20, 1.50, 2.— und höher, größte Auswahl. Fußbürsten etc.
Fußmatten zu 25, 30, 50, 75 Pf. 1.—, 1.20, 1.50, 2.— und höher, größte Auswahl. Fußbürsten etc.
Wischbürsten zu 15, 25, 35, 50, 75 Pf. 1.—, 1.50, 2.—, 3.— Mk. und höher.
Reiniger zu 20, 30, 50, 75 Pf. 1.— bis 6.— Mk. große Auswahl. Teppichkehrmaschinen etc.

Korb-, Holz-, Bürsten-, Siebwaaren, Toilette-Artikel, Ramm- und Hornwaaren, Wäscherei-Artikel, wie Waschkörbe, Waschlammern, Waschbürsten, Waschböcke, Waschbretter, Bügelbretter etc.
empfiehlt billigt in größter Auswahl
Michelsberg 7. Karl Wittich, Ecke Gemeindebadgäßchen.
Billigste Bezugsquelle für Hotels, Pensionen, Wiederverkäufer etc.

Alle Arten Küfer-Waaren

in allen Größen, wie:



Pflanzkübel,
runde und ovale
Waschbütten,
Brennen,
Zuber,
Eimer,
Butterfässer etc.

Neuanfertigung und Reparaturen in Küferwaaren.
Wäscherei-Artikel, wie Waschkörbe,
Waschlammern, Waschbürsten, Waschböcke, Waschbretter, Bügelbretter etc.
empfiehlt billigt in größter Auswahl
Michelsberg 7. Karl Wittich, Ecke Gemeindebadgäßchen.
Billigste Bezugsquelle für Hotels, Pensionen, Wiederverkäufer etc.



Nr. 58.

(2. Beilage)

Mittwoch, den 9. März.

1904

Unser Einziger.

Roman von Th. Schmid.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Schon der am Morgen an Behre ertheilte Auftrag zur Einziehung der geringfügigen Summe in Hagen hatte Lotte darüber belehrt, daß ihre Herrin gegen ihn und sie etwas im Schilde führte; ihr Verdacht gegen die Dame wurde durch die geheimnißvolle Unterredung mit dem Geschäftsführer nur noch bestärkt, denn es war nicht ihre Art, sich mit einem ihrer Untergebenen in ihrem Privatstimmer zu unterhalten. Als daher Frau Rüder jetzt mit Hilmer ins Kontor trat, da sagte ihr kurzer Blick nach den beiden, daß sowohl die Entsendung Behres nach Hagen wie auch die eben mit Hilmer geführte Unterredung ihre Wege geschah.

„Fräulein Reuter“, begann die Prinzipalin stolz und mit Kälte im Ton, „ich habe Sie auf die Empfehlung Ihres Onkels hin engagirt in der Ueberzeugung, daß diese Empfehlung eben so gut wie ein polizeiliches Zeugniß über Ihren guten Ruf. Zu meiner größten Ueberraschung erfahre ich jetzt aus einer durchaus zuverlässigen Quelle, daß ich hierin arg getäuscht worden bin, da Sie bereits wegen Ladendiebstahls gerichtlich bestraft worden sind. Ich finde keinen Ausbruch für die Kühnheit, mit der Sie es, trotz solchen schweren moralischen Makels, wagen konnten, ein anständiges Geschäft um Uebertragung einer Stelle anzugehen. Daß ich Ihr Verbleiben in meinem Hause unter diesen Umständen nicht länger dulden kann, werden Sie begreifen. Sie sind hiermit aus meinem Geschäft entlassen. Herr Hilmer wird Ihnen für die Zeit, in der Sie bei mir arbeiteten, das Salär auszahlen, ich wünsche, daß Sie noch heute mein Haus verlassen.“

Ohne eine Erwiderung der Entlassenen abzuwarten, rauschte Frau Rüder nach diesen Worten hinaus.

In tiefer Scham, starr, bleich und am ganzen Körper zitternd stand Lotte an das Pult gelehnt. Nicht die Erwähnung der That, daß sie eine bestrafte Ladendiebin sei, hatte sie so plötzlich erstarren lassen, sondern die von dieser Frau ausgehende Kälte und ihr schlecht verhehltes inneres Frohlocken, eine ihre Pläne durchkreuzende vermeintliche Rivalin ihrer Töchter unschädlich machen zu können. Das war die Welt, die kalte, nichtverzeihende egoistische Welt, vor der die Lehrer und der Pastor sie und ihre Mitschülerinnen früher gewarnt hatte.

„Nur ein Herz hatte sie bislang gefunden, das ihr ganz verzieh, an das sie sich werfen und sich satt weinen konnte über ihr Unglück — das Herz der Mutter. Und an diese edelste der Mütter dachte sie in diesem Augenblicke und im Geiste flüchtete sie, sich zu ihr, lag sie an ihrem treuenverzeihenden Herzen.“

Der alte Geschäftsführer trat an das stumme und wie geistesabwesende junge Mädchen, das gewiß in einer bösen verhängnißvollen Stunde den Gefahren des Lebens unterlegen war und an den Folgen des Fehltritts sicherlich noch zu Grunde gehen würde. Denn wie er die Menschen kannte, blieben ihm mit dem anhaftenden Makel die Thüren der sogenannten „besseren Kreise“ für allezeit verschlossen.

„Fräulein Reuter, ich kann mir nicht denken, daß die von Frau Rüder soeben gegen Sie ausgesprochene Beschuldigung vollständig auf Wahrheit beruht. Man hat doch auch ein wenig Menschenkenntniß und die meinnige sagt mir: so arg kann's sicherlich nicht sein. Ohne Zweifel würde Frau Rüder Sie erst einmal we-

gen der Geschichte, die ihr erzählt worden ist, befragt oder Sie darüber gehört haben, wenn sich der Herr Behre nicht unglücklichweise für Sie interessirt hätte. Ich rieth ihr vorhin, als sie mich zu sich rufen ließ und mir einen Brief von einer Bekannten aus Hannover zeigte, worin ihr die fatale Geschichte mitgetheilt wurde, sie möge Sie oder Ihren Onkel doch mal erst fragen, wie sich die Sache zugetragen habe, aber ihr Entschluß, Sie auf der Stelle zu entlassen, stand bereits fest, denn Sie sind ihr bei der Verfolgung ihrer Pläne mit dem jungen Behre im Wege; und, na ja, Sie haben es ja soeben erfahren, diese Frau hat kein Herz!“

Lotte raffte sich aus ihrer verzweifelten Stimmung auf und sah den gutmüthigen alten Mann trüb-lächelnd an.

„Ich danke Ihnen, Herr Hilmer, daß Sie mich nicht so für verworfen halten wie Ihre Herrin. Ich bin zwar wegen Entwendung eines Schmuckes bestraft, aber unser Herrgott oben weiß, daß in dem Augenblicke, als ich den Schmuck betrachtete und ihn einsteckte, mein Kopf nicht wußte, was die Hand that. Ich habe gehofft, meinen Namen durch Fleiß und redliches Streben im Dienste anderer Menschen vor der unverdienten Schande mit der Zeit wieder rein waschen zu können, aber ich sehe ein, daß das ganz unmöglich ist“, stieß sie bitter hervor.

Der alte Mann nickte langsam seinen grauen Kopf. „Ja, das hält schwer. Aber verzweifeln Sie deswegen nicht, Fräulein, nicht alle Menschen denken und urtheilen so wie diese Frau.“

Lotte wandte sich seufzend ihren Arbeiten zu, ordnete die Schreibstücke auf dem Arbeitspult und nahm dann ihre Schreibstiftchen, um das Kontor zu verlassen. Und während sie einen Moment aus dem Fenster blickte entfloß ihrer Brust leise der verzweifelte Ausruf: „Ach, dieses Leben ist kaum noch zu ertragen!“

Hilmer, der die Worte gehört, berechnete gerade mit verbissenem Grimme gegen seine Herrin, den Verdienst Lottens. Als er ihr das Geld einhändigte, sah er Lotte liebevoll wie ein Vater an. Wenn Sie hier in der Stadt noch einige Zeit zu verweilen gedenken, dann stelle ich Ihnen meine Wohnung zur Verfügung“, sagte er. „Sie wissen ja, ich habe keine Kinder und meine Frau würde sich freuen, Sie kennen zu lernen, denn ich habe ihr ja nur Gutes von Ihnen erzählen können. Die da oben braucht's ja nicht zu wissen, wo Sie geblieben sind. — Herrgott, wird sich der Behre wundern, wenn er zurückkommt!“ sagte er halblaut hinzu.

„Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Anerbieten und auch für die Rücksicht, die Sie mit meinen Leistungen hatten; da ich zu meiner Mutter zurückkehren gedenke, so werde ich noch heute die Stadt verlassen.“

Eine Stunde später verließ Lotte still das Geschäft. Hilmer hätte sie gern zur Bahn gebracht, aber er wagte nicht, aus dem Geschäft zu gehen, denn Frau Rüder hätte sofort gewußt, zu welchem Zwecke er das Kontor verließ und würde die Begleitung „dieser Person“, wie sie Lotte verächtlich bezeichnete, als eine absichtliche feindliche Demonstration gegen sie aufgefaßt haben. Am nächsten Tage jedoch schallt er sich indes einen Feigling, daß er nicht mit ihr ihr ging.

✻

Der rechte Ernst.

Nach einer Volkslage von Ernst Bach.

(Nachdruck verboten.)

In der alten Stadt Verblingen im Thüringenschen lebte im 15. Jahrhundert ein Richter, der wegen seiner schlimmen Streiche in üblem Rufe stand. Er war bestechlich, ein wüster Becher, ging niemals zur Kirche — kurz, er war ein arger Geselle, an dem niemand Freude hatte.

Eines Morgens nun machte sich dieser Richter auf, um eine Amtshandlung vorzunehmen; er hatte dazu einen Weg von einer guten halben Stunde zurückzulegen, denn er wohnte — wohl um bei der Ausführung von mancherlei Tollheiten nicht allzu leicht beobachtet werden zu können — in einem Hause vor der Stadt.

Zu beiden Seiten der Landstraße, die er entlang ging, breiteten sich Felder aus; dann bog er in einen schmalen Weg ein, zu dessen Rechten sich eine mächtig hohe Steinmauer erhob, während zur Linken allerlei Gedenzeug wucherte, das auch eine kleine, halbverfallene Kapelle umgab, die weiter unten, beinahe ganz am Ende des Weges lag.

Der Richter, der in den besten Mannesjahren war, schritt munter vorwärts auf dem menschenleeren Weg und kam jener Kapelle immer näher; sie lag ganz einsam da, und es war ringsum still — nur ein paar Vögel sangen, und der weiche Sand knirschte unter den Füßen des Vorwärtsschreitenden.

„Guten Morgen, Richter Konrad,“ sagte da plötzlich jemand hinter ihm.

Der Angesprochene sah erstaunt auf. Zu seiner Rechten stand wie aus dem Boden gewachsen ein Mann in guten Kleidern mit einem schwarzen Barett auf dem Haupte; er hatte ein schmales, blaßes Gesicht mit einem dünnen, schwarzen Schnauz- und Spitzbart und schien ein lustiger Geselle zu sein, denn um seine Mundwinkel spielte fortwährend ein schalkhaftes Lächeln.

„Ihr seid wohl hier fremd, Herr?“ fragte Konrad, dem der Schwarzbärtige völlig unbekannt war.

„Ja,“ erwiderte dieser. „Aber Euch kenne ich trotzdem, Herr Richter, und ich wollte mit Euch gemeinsam nach Verblingen zu Markte gehen; denn ich weiß, daß ihr dorthin wollt.“

Der Richter musterte ihn genau und schien das alles etwas rätselhaft zu finden.

„Sagt mir doch,“ meinte er, „wo seid Ihr denn so plötzlich hergekommen, der Weg erschien mir vorhin doch ganz menschenleer?“

„Aus der Kapelle dort,“ antwortete der Fremde, auf das halbverfallene Gemäuer deutend; „aber kommt jetzt!“

Der Richter, obwohl noch immer kopfschüttelnd über den abenteuerlichen Unbekannten, ging schweigend eine Strecke mit ihm.

„Seid Ihr weit von hier zu Hause?“ hub er endlich wieder zu sprechen an.

„Sehr weit, aber ich komme häufig in diese Gegend.“

„So, so,“ machte der Richter, und dann gingen sie wieder schweigend einher.

„Und wollt Ihr mir nicht Euren Namen und Euer Gewerbe nennen?“ fragte Konrad dann von neuem, diesmal direkt auf sein Ziel zustuernd.

„Gern will ich Euch meinen Namen und mein Gewerbe nennen,“ lautete die Antwort, „aber ich denke, daß Ihr Euch fürchten werdet, wenn Ihr's erfahret.“

„Gaha,“ lachte der Richter und sah ihm herausfordernd ins Gesicht, „ich mich fürchten?“

„O ja!“

„Nein,“ rief Konrad und schlug ihm mit der Hand kräftig auf die Schulter; „ich sage Euch, ich fürchte mich nicht, und wenn Ihr der Teufel selber wäret!“

„Ihr habt recht geraten,“ sagte der Fremde, indem der schalkhafte Zug wieder um seine Mundwinkel spielte, „ich bin der Teufel!“

Der Richter zuckte doch ein bißchen zusammen und murmelte nur: „So, so!“ Dann aber fiel es ihm ein, daß er doch eigentlich wenig Lebensart zeige, wenn er seinem so ungewöhnlichen Begleiter nicht ein paar Artigkeiten sage.

„Na, das freut mich einmal, Euch in Person kennen zu lernen, Herr Teufel,“ meinte er, ihm die Hand reichend; „wie geht's Euch denn?“

„Ich danke — gut,“ entgegnete der Teufel.

„So, so, das freut mich,“ fuhr der Richter fort, „und Ihr wollt auch nach Verblingen zu Markte? Was treibt Ihr denn da?“

„Der Teufel hat Lust,“ hat ja eine bestimmte Lust, denn auch nach einem andern Recht bekommt man heute auf dem Markt zu Verblingen „zum Teufel wünscht“, wirklich der Teufel. Da gibt's oft viel einzubehalten.“

„Das läßt sich denken!“ rief der Richter lachend; „und Ihr bekommt wirklich a l l e s, was man zum Teufel wünscht?“

„Alles,“ entgegnete der Satan mit Nachdruck, „w a s m a n im richtigen Ernst zum Teufel wünscht.“

„So, so,“ sagte Konrad, „also wenn ich in der Schenke „Zum bunten Krug“ am Markt eine Kanne Wein im rechten Ernst zum Teufel wünsche, dann nehmt Ihr sie.“

Der Teufel konnte sein Lächeln über diese sonderbare Form, ihn zu einer Kanne Wein einzuladen, kaum zurückhalten, meinte aber dann doch ernsthaft:

„Bei der Sache ist wenig zu scherzen, Herr Richter!“

„Ach, Unstimm!“ rief Konrad, „wir trinken eine Kanne Wein.“

„Gut,“ sagte der Teufel, „ich nehme an, Herr Richter; wenn wir uns in der Hölle wiedersehen, dann will ich mich dafür erkenntlich zeigen.“

Der Richter lachte laut auf, machte aber doch plötzlich ein verdutztes Gesicht, als er den anderen in sein Gelächter nicht mit einstimmen sah.

„Meint Ihr denn wirklich, daß ich in der Hölle braten muß?“ fragte er zaghaft.

„Weiß nicht, Herr Richter.“

„Das wäre ein verfluchter Spaß,“ murmelte Konrad, gleich darauf aber, denn sie hatten eben den Markt erreicht, rief er wieder fröhlich:

„Da ist die Schenke, Herr Teufel, kommt!“

Und sie traten ein, indem der Richter dem Satan den Vortritt ließ; das große Schenkezimmer, wo allerlei Marktvolk zechte und larmte, durchschritten sie und begaben sich ins Hinterzimmer, dessen geöffnete Fenster nach dem Hofe hinaus lagen. Da setzten sie sich nieder, der Richter ließ Wein kommen, und sie tranken und plauderten. Draußen auf dem Hofe gackerten die Hühner, und in der Küche, die nebenan lag, wurde mit Tellern und Töpfen rumort.

„Wie geht's denn heuer in der Hölle?“ erkundigte sich Konrad im Laufe des Gesprächs.

„Recht gut,“ gestand der Teufel offen, „wir können nicht klagen; die Welt ist gerade so, wie wir sie uns wünschen.“

„So, so,“ meinte der Richter, „da ist es wohl ein recht einträgliches Geschäft, Teufel zu sein?“

„Gewiß,“ entgegnete der Satan, „man tut sehr unrecht, von armen Teufeln zu reden; wir befinden uns alle wohl.“

„Na,“ sagte Konrad wohlwollend, „das freut mich —“

In diesem Augenblick tönte von draußen lautes Geschrei herein, und man sah, wie die Wirtin ihr achtjähriges Söhnchen durchprügelte.

„Du Lümmel, du Bengel!“ rief sie dabei.

„Hört doch,“ wandte sich der Richter an seinen Genossen, „wie munter unsere Frau Wirtin heute ist.“

„Du Bengel,“ rief die Frau von neuem, „der Teufel soll dich holen, du Galgenstrick!“

„Herr Teufel,“ rief Konrad vergnügt, „hört Ihr nicht? Holt Euch doch den Bengel!“

Der Satan lächelte flüchtig.

„Nein,“ sagte er dann, „das war ja nicht im richtigen Ernst gemeint!“

„Aber ich bitt' Euch, nehmt's doch nicht so genau!“

„Nein, nein,“ beharrte der Schwarze, „das würde ja auch die Mutter betrüben, wenn ich mit ihrem Sohne zur Hölle führe.“

Konrad zuckte die Achseln.

„Wenn ich der Teufel wäre, müßte der Bube mit,“ erklärte er mit Bestimmtheit.

„Ihr seid ja auch nicht der Teufel,“ entgegnete dieser lächelnd.

„Aber das muß man wenigstens sagen,“ hub der Richter von neuem an, „daß Ihr ein recht freundlicher Teufel seid!“

„O, o,“ wehrte er bescheiden lächelnd ab.

„Ich habe mir immer gedacht, daß die Teufel ein recht hartberziges Pack seien,“ fuhr der andere fort.

„Ach nein,“ entgegnete der Teufel sanft, „wir sind ja gar nicht so.“

„Sonderbare Leute, diese Teufel,“ murmelte Konrad vor sich hin, und dann zechten und plauderten sie weiter, bis der Schwarze endlich zum Aufbruch drängte.

„Ja, kommt,“ sagte der Richter, und sie gingen.

Als sie draußen angelangt waren, wandte sich der Richter von neuem an seinen Begleiter.

„Wenn's Euch recht ist,“ meinte er, von dem Wunsch ge-
trieben, dabei zu sein, wenn einer vom Teufel geholt wird,
„so bleibe ich noch ein Stündlein bei Euch.“

„Gewiß ist mir's recht,“ versicherte der Satan, „Ihr könnt
mir ja hehilsslich sein.“

„Gern.“
So schritten sie über den Markt, an Buden und Bänken
vorbei, und lauschten aufmerksam nach allen Seiten, ob nicht
irgendwo etwas zum Teufel gewünscht würde.

„Man scheint Euch heute nichts geben zu wollen, Herr
Teufel,“ meinte Konrad, nachdem sie wohl eine halbe Stunde
lang vergeblich durch das Gewühl gewandert waren.

„Kommt nur,“ entgegnete der Teufel ruhig, und sie durch-
querten von neuem das Gewimmel des Marktes. Als sie in
dessen Mitte angekommen waren, sahen sie sich einer wunder-
lichen Szene gegenüber: einer Bäuerin, die mit einem
Schweine hergekommen, war dieses dabongelaufen. In
raschen Sägen jagte es dahin, gerade auf eine Bank zu, auf
der ein ganzer Berg Zwiebeln zum Verkaufe aufgeschüttet
lag. Das Tier rannte im wilden Lauf gegen die Bank, stieß
sie um, und die Zwiebeln kollerten nach allen Richtungen hin
auf den Boden.

Dann stürmte es mitten unter die Töpfe, die ein anderes
Marktweib feilhielt, und zerstampfte wohl ein Dutzend davon.
So entstand eine wilde Jagd nach dem weiterrennenden
Tier, denn die Bäuerin lief hinter ihm her, der Bauer mit
den Zwiebeln rannte ihr nach, und diesem folgte das Töpfer-
weib.

Alle schimpften und fluchten.

„Meine Töpfe!“ schrie das Weib und ballte die Fäuste.

„Meine Zwiebeln!“ schrie der Bauer und brüllte wie ein
Wilder.

„Verwünschtes Schwein,“ kreischte die Bäuerin, „ver-
wünschtes Schwein, der Teufel soll dich holen!“

„Hört ihr, Herr Teufel,“ ermahnte der Richter, „da
kommt Ihr schon zu einem fetten Schwein!“

„O nein,“ entgegnete der Schwarze lächelnd, „auch das
war nicht im rechten Ernst gemeint!“

„Aber geht!“ rief Konrad ärgerlich, „Ihr seid wirklich
zu penibel. Das Wasser läuft einem schon im Munde zu-
sammen, wenn man's nur ansieht! Das gibt einen Sonn-
tagsbraten für die ganze Hölle!“

„In der Hölle fehlt's uns nicht an Schweinen“, erwiderte
der Teufel ruhig, „lassen wir's nur auf Erden.“

„Nun, Ihr müßt's wissen,“ sagte der Richter resigniert
und ging ärgerlich weiter, denn dieser Teufel war gar nicht
nach seinem Geschmack, und er beschloß, ihm einmal zu zeigen,
wie man mit den Leuten umgehen müsse.

„Herr Teufel,“ meinte er, „begleitet mich dort hinüber
zu dem Weibe, das die Kuh feilhält; ich habe mit ihr zu reden.“

„Gern,“ antwortete der Schwarze, und sie gingen hinüber.
Das Weib grüßte sie, als sie herantraten, aber der Richter
dankte gar nicht.

„Ist das Eure Kuh?“ fragte er kurzweg.

„Ja,“ sagte sie, „ein schönes Tier, Herr Richter, sie steht
Euch zu Gebote. Milch gibt —“

„Laßt Euer Geschwätz!“ rief Konrad barsch, „ich habe Euch
nur gefragt, ob das Tier Euer ist.“

„Ja doch, Herr Richter.“

„Dann pfände ich sie,“ fuhr dieser fort, ein Schriftstück
mit großen Siegeln vorweisend.

„Herr Richter,“ schrie das Weib entsetzt, „Ihr werdet mir
doch meine Kuh nicht pfänden?“

„Ja, sage ich!“ rief Konrad.

„Habt Erbarmen, Herr Richter,“ flehte das Weib, „sie
ist das Letzte, was ich habe. Habt Erbarmen!“

„Laßt ihr doch die Kuh,“ bat ihn der Teufel.

„Ja wohl,“ rief er höhnisch, „Ihr glaubt wohl, ich wäre
auch so ein Wachsherz wie Ihr? O nein! Her die Kuh!“

„Laßt mir die Kuh, verwünschter Richter!“ schrie das Weib
verzweifelt. „Sie gehört mir, Euer Urteil ist falsch! Ihr
seid bestochen worden!“

„Ruhig, Weib!“ donnerte Konrad.

„Nein, ich bin nicht ruhig!“ schrie sie desto heftiger. „Ihr
seid ein Schurke, ein Schuft! Der Teufel soll Euch holen!“

„Oho!“ rief der Teufel laut und trat dem Richter ganz
nahe.

„Wie?“ fragte dieser und tat leichenblau einen Schritt
zurück.

„Diesmal war's im rechten Ernst gemeint,“ sagte der
Satan lächelnd

„Aber Ihr werdet doch nicht, Herr Teufel —“ rief Konrad
erschrocken werdend vor Angst.

„O ja,“ sagte der Teufel ruhig, und im nächsten Augen-
blick war er mit dem Richter verschwunden, während das Weib
ganz verdutzt auf den Platz starrete, wo die beiden noch eben
gestanden hatten.



Die Perlmutter-Fischerei in Indien.

Der Handel mit Perlmutter-schalen im englischen Indien ist
sehr beträchtlich. Hauptsächlich sind es Schalen von der Gattung
„Turbinella“, und man findet sie in den verschiedenen Teilen des
Golfses von Manaar, von Jassnapatnam, von Travancore, Tutu-
corin und Kilakarai, aber die Fischerei wird hauptsächlich an den
beiden letzten Punkten betrieben; sie beginnt im Oktober und
endet im März. Gut verkäufliche Schalen sind vornehmlich die
welche eingefischt werden, solange das Schaltier noch lebt; in
anderen Fällen verliert die Perlmutter ihren Glanz und ist mehr
oder weniger lädiert; sie hat dann kaum den Wert der Transport-
kosten. Aber selbst unter den lebend eingefangenen Tieren gibt
es solche, deren Schalen von Würmern angefrassen sind, wie dies
auch bei den Austern vorkommen pflegt, und diese schlechten
Schalen machen ungefähr den zehnten Teil der gesamten Ernte aus.

Die großen Verkaufs-Centren sind Calcutta und Madras.
Zur Zeit, da die Dynastie der Chalukya über Rahun herrschte,
bildete das Perlmutter-Mollus (die Muschel) eines der Insignien
des Königtums; selbst heute noch werden den reichen Indern eine
Menge von aus Perlmutter angefertigten Pretiosen in's Grab
mitgegeben; es sind dies Bracelets, Halsbänder, Ringe; auch
Schachteln werden aus Perlmutter angefertigt.

Die Fischerei wird auf Rechnung der englischen Regierung
betrieben. In den Jahren 1877 bis 1892/93, demnach in
17 Jahren, ergab die Ausbeute einen Wert von nahezu einer
Million Francs. In der Campagne 1892/93 wurden
316,354 Muscheln gefischt, wovon 30,132 wurmfressig waren;
der gesamte Verkaufspreis betrug ungefähr 40,000 Francs,
wovon die Ausgaben nahezu die Hälfte in Anspruch nahmen.
Aber der Verkaufspreis der Schalen ist kein regelmäßiger. In
der letzten Campagne erzielte man für das Tausend bloß 45
bis 51 Rupien, in der Campagne 1890/91 aber 78 und in der
Campagne 1887/88 123 Rupien. Uebrigens schwankt auch der
Einheitspreis der Schale außerordentlich; der Wert hängt haupt-
sächlich vom Volumen ab; zu bemerken ist, daß diejenigen, die
nach rechts offen sind, sehr teuer verkauft werden; man hat für
solche Schalen 400 bis 500 und selbst 2000 Rupien (2400 Francs)
erzielt. Man erwähnt sogar, daß eine einzige Schale einmal den
Preis von mehr als 47,000 Francs erreichte.



Bunte Blätter.

Geldtransport in China. In China befördern die ent-
ferntesten Provinzen ihre Abgabenbeträge nach Peking in Silber-
münzen und auf die allereinfachste Weise, ohne irgendwelche mili-
täische Bedeckung. Das Silbergeld wird in ausgehöhlte, rohe
Holzscheite verpackt. Von diesen bindet man mehrere zusammen
und bringt auf jeder Last eine gelbe (kaiserliche) Fahne an, die
den Wertbetrag und den Bestimmungsort angiebt. Das ist der
ganze Schutz, den man für nötig hält, denn die gewöhnlichen
Führer der Tragtiere (Maulesel, Pferde oder Kamele) führen
nicht einmal eine Waffe bei sich und haben auch keinen Mann
zur Hilfe.

Der heißeste Punkt der Erde liegt an der Südwestküste von
Persien, wo dieses Land an den gleichnamigen Golf angrenzt.
Wierzig aufeinanderfolgende Tage im Juli und August zeigte das
Thermometer daselbst — Tag und Nacht — nie weniger als 37½
Grad Celsius und zuweilen gegen Abend bis 53 Grad! — In
Warin, in der Mitte des dürrsten Landesteiles, ist Wasser nicht
anders zu erlangen als aus 100, 200 und sogar 500 Fuß tiefen
Brunnen, und doch lebt hier eine zahlreiche Bevölkerung, welche ihren
Wasserbedarf aber größtenteils aus weit entfernten Quellen nahe
der Küste deckt, aus denen es in Ziegenbälgen ins Innere geschafft
und dort zu ziemlich hohem Preise verkauft wird.

